

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb

(10. Fortsetzung.)

„Das ist auch mein Wunsch, Vater. Bisher fand ich noch keine Gelegenheit, Dir meine bestimmten Entschlüsse auseinanderzusetzen.“ Gisela sah sehr blaß, aber vollkommen gefaßt aus. Ihr war ordentlich eine Last vom Herzen gefallen, daß der Vater nun von Königssee's Anwesenheit in Waldstein wußte.

„Willst Du vielleicht harmberzige Schwester werden?“ spottete Graf Waldstein. „Hat Dir das Pflegen so gut gefallen?“

„Aber, lieber Graf, Sie sind wirklich etwas hart mit Ihrer Tochter, mischte sich die Erzherzogin Albrecht ein. „Sie sollten doch froh sein, daß Gräfin Gisela ihre Pflichten so ernst nimmt. Ist das nicht besser, als den ganzen Tag Unsinn zu treiben, Cigaretten zu rauchen, Blumen zu pflücken und keinen ernstlichen Gedanken im Kopf zu haben?“

Erzherzogin Mathilde machte ihrer Stiefmutter einen tiefen Knicks. „Die gnädige Frau Mama hat recht, ich bin halt ein unnützes Kraut! Aber ein bißchen sinnen kann ich doch — außer dem Unsinn treiben.“

„Wollen Sie mir nicht das Lied vorsingen, um das ich Sie vorhin bat, Mathilde?“ fragte König Ludwig schnell.

„Gern, Gisela begleitet mich.“

„Was willst Du singen, Mathilde?“ mischte sich die Erzherzogin Albrecht sofort wieder ein. „Reißens müßt Du lieber, die Dir gar nicht liegen, oder deren Text wenig passend für eine junge Dame ist.“

König Ludwig suchte nervös zusammen. Seiner sensitiven Seele that jeder Mißklang weh.

„Komm, Gisela!“ bat Mathilde. „Sestatten Königliche Hoheit?“ wandte sich Gisela an Prinzess Frede.

„Bitte sehr.“ Die Stimme der Prinzessin klang kalt. Um ihren Mund lag ein gezwungenes, förmlich eingefrorenes Lächeln. Die Verstimmung, die sie empfand, steigerte sich mit jeder Minute. Es kam ihr vor, als wenn ihr Vater und sie selber in diesem fremden, bunten Saal nicht die Rolle der Festgeber, sondern die wenig beachteten Gäste spielen müßten. Die Abende in Herrenhäusern traten vor ihre Seele. Damals leuchtete und belebte König Georg allein die Unterhaltung, alles, was gesprochen und gethan wurde, hatte auf ihn Bezug. Hier gingen die Stimmen wie durchscheinend, so daß er bei seiner Blindheit gewiß kaum folgen konnte. Die erzherzogliche Familie hatte nur Augen und Ohren für König Ludwig. Graf Hallermund hing an Giselas Lippen, oder führte mit Graf Waldstein Gespräche über die preussische Einquartierung, ein Thema, das den entthronten König peinlich berühren mußte. Er sah denn auch stumm in seinen Stuhl zurückgelehnt da und verzicht mit keiner Miene seines blaffen, abgepannten Gesichtes, ob ihn das Gespräch interessierte. Am liebsten hätte Prinzess Frede sofort das Zeichen zum Ausbruch gegeben.

Aber da fing Gisela bereits an zu spielen. Natürlich Wagner! König Ludwig schwärmte ja für diesen Komponisten.

Mathilde stand neben dem Flügel, das Gesicht ins Innere des Saales gewandt, stimmte sie die wunderbare Erzählung Lohengrins an:

„In fernem Land —
Unnahbar euren Schritten —
Obwohl für eine Männerstimme
komponirt, kühnte der überirdisch schöne
Gelang, von der weichen, frühling-
frischen Mädchenstimme gesungen,
nicht von seinem geheimnißvollen
Märchenzauber ein. Sie sang mit heiser
Anbacht, mit voller Hingabe.“

König Ludwig versank in Träume. Seine Phantasie zauberte ihm wunder-
wolle Bilder vor. Hoch oben, in die
Felsen hineingebaut, schroff zum
Sommerhimmel aufragend, stand die
Gralsburg mit ihren schimmernden
Zinnen und Thürnen, ihn selber um-
wallte der weiße Mantel, die goldene
Rüstung blinkte darunter, an seiner
Seite littete das Schwert, mit dem er
die bedrängte Unschuld schirmen
wollte. Leise atmt sein Raub, von
Schwämmen gezogen, über den dunklen
See — das Schiff künftete.

In der Musik wird jeder Begriff
zum Gefühl. Darum lebte seine phan-
tastische Seele so ganz in dieser Kunst
und flammte zum hellsten Enthusias-
mus für den Meister auf, der diesen
Zauber in noch ungehörten Melodien
und Märchenbildern schuf. Ein Won-
neschauer durchdrangte ihn in dem Be-
wußtsein, diesem Genie zum Siege
verhelfen zu können. Immer höher
flogen seine Gedanken in unermeß-
lichen Reich der Phantasie, sie schuf
ihm Schöpfer, in denen er seinen
Herzergedanken Ausdruck gab —
einfache Barben, tief in den Bergen
versteckt, wo niemand seine heilige
Einsamkeit, seine weltfernen Reu-
gungen hörte. Seine Wünschungen
ein Wunderbau entstehen, in welchem
des Meisters geniale Werke ganz so,
wie der es wünschte, aufgeführt wur-
den vor einem Publikum, das weni-

gens annähernd die geheimen See-
lentämpfe, den Werdegang dieses ge-
nialen Künstlers durch seine Musik
begriff —

„Mein Vater Parzival trägt seine
Krone,
Sein Ritter ich — bin Lohengrin
genannt.“

König Ludwig schreute aus seinen
Gedanken auf. Er nahm die Hand
der Sängerin und preßte seine Lippen
auf das feine Gelenk. „Ich danke
Ihnen für diese Stunde, Mathilde!
Sie empfinden die göttliche Schön-
heit, den tiefen Weltsehmer, der in
dieser Musik liegt, mit mir?“

„Ja. Wenn ich diese Melodien
singe, vergeße ich alles andere, sie tra-
gen mich fort in unermeßliche Fer-
nen.“ In ihren Augen glänzte die-
selbe Begeisterung wie in König Lu-
dwigs Blicken.

Erzherzogin Mathilde trat mit Kö-
nig Ludwig etwas mehr in den Hin-
tergrund des Saales, während Gisela,
um das leise Gespräch der beiden
nicht zu hören und die Aufmerksam-
keit der anderen von ihnen abulen-
den, in die schwermüthige Melodie des
Pflügers aus dem Tannhäuser über-
ging.

„In meiner Familie, in meiner
ganzen Umgebung sehe ich allein da“,
sah König Ludwig melancholisch
fort. „Alle reden mir von meinen
Regentpflichten vor, meine Arme
soll ich vergrößern, Regierungsge-
schäfte erledigen. Mich erfährt solche
Ungebuld bei ihrem Drängen. Die-
ser Menschen, die nichts von mir be-
greifen, immer nur von mir fordern,
soll ich mich selber opfern? Ich kann
und mag von diesen Dingen nichts
hören. Wenn ich mein Erdenweh,
meine Aufgabe, wie ich sie verstehe,
vollenden soll, kann ich nur aus mei-
nem tiefsten Inneren die Kraft dazu
gewinnen. Von außen regt mich alles
nur zur Bitterkeit auf. Einst glaubte
ich eine Frauenseele gefunden zu ha-
ben, die gleich mir nach hohen Zielen
strebte — es war ein Wahm. Können
Sie es verstehen, daß mir jetzt nur
noch in der Einsamkeit wohl ist? Mit
meinem Volk in den Bergen verkehre
ich gern. Für das ich ein Theil meines
Wesens offenbar. Meine Baitern,
meine Jäger lieben in ihrem König
den Mann, der mit ihnen fühlt, der
gern in irgend einer Umhülle mit
einem Hund heu und einem Glas Milch
zufrieden ist. Aber gegen das andere,
das äußere, rein materielle Leben, das
sich mir beständig aufdrängen will,
müß ich mich stets vertheidigen. Aus
meinen Beziehungen zur Welt, deren
Wesen sich meinem Wesen gegenüber
immer schmerzlicher, trostloser fühl-
bar macht, trete ich immer bewußter
und bestimmter zurück. Sehen Sie,
Mathilde, das ist der Riß, der durch
mein Leben geht! Ich bin Künstler,
ohne eine Kunst ausüben zu dürfen.
Das Schicksal stellte mich auf einen
Platz, von dem aus ich für die Ge-
sammtheit wirken soll, und gab mir
dabei den tiefsten Hang zur Einsam-
keit. Ich suchte eine Seele und fand
nur einen leeren Körper. Ein Zer-
störtentanz des Willens und Wagnisses
ist das ganze Leben; dazwischen ge-
streut sind feilenlose Tage mit wider-
wärtigen Geschäften und steifer Sti-
lette aus.“

König Ludwigs blaue Augen ha-
ten einen so bitteren, nach innen ge-
richteten Ausdruck angenommen, daß
Mathilde erschauerte. „Aber Ludwig!
— daß Sie sich des Meisters Richard
Wagner angenommen haben, daß Sie
der einzige sind, der dies Genie be-
greift — das dankt Ihnen die Welt,
von der Sie mißverstanden werden,
doch noch einmal.“

Das Gesicht des Königs klärte sich
auf. Seine Blide ruhten auf der
zarten Gestalt Mathildes, die wie der
Frühling selber ihn unter ihrem
Blüthenkranz anlockte. Ja, sie war
schön, anmuthig und begehrenswürdig.
Was es wirklich für ihn, den verbit-
terten Sonderling, den einsamen Träu-
mer, doch noch ein volles irdisches
Menschenglied, verliert durch die
Voelle, gemiebt durch ein großes,
gemeinsames künstlerisches Streben?

„Mathilde — ich glaube, Sie könn-
ten mich verstehen lernen!“ Seine
Blicke tauchten tief in die ihren. Er
sah darin eine so heiße, hingebungs-
volle Liebe, daß ein Schauer von
Wonne und Weh ihn durchrieselte.

Sie waren beide so im Bann die-
ser Stunde, daß sie es kaum bemer-
kten, als Gisela Waldstein den Flügel
verließ, und sich der ganzen Gesell-
schaft eine gewisse erwartungsvolle
Unruhe bemächtigte. Alle merkten
dem König Georg deutlich seine Er-
schöpfung an und wagten doch nicht,
König Ludwig zum Ausbruch zu ver-
anlassen.

Sein Adjutant sah sich endlich ein
Herz und meldete den seit lange vor-
gefahrenen Wagen.

König Ludwig sah sich schnell.
„Gut — ich komme.“ Morgen früh
reite ich mit der Kaiserin Elisabeth
Schlesien Sie sich uns an, Mathilde?“
Die junge Erzherzogin sah ihren
Vater fragend an.

„Gewiß — wenn die Kaiserin so
gütig ist, Dich mitzunehmen“, bewil-
ligte Erzherzog Albrecht.

„Ach, wie ich mich freue! Wenn
es doch schon morgen früh wäre!“

König Georg verabschiedete sich
sehr freundlich von seinen hohen Gäs-
ten. Prinzess Frede blieb steif.
Gisela empfand das deutlich. Die
Prinzessin gab ihr heute nur flüchtig
die Hand, während sie sich bisher nie
ohne Umarmung von ihr trennte. Sie
verabschiedete auch kein Wiedersehen für
den nächsten Tag.

Die Erzherzogin Mathilde bemerkte
nichts davon. Sobald sie mit ihren El-
tern zu Hause angekommen war, ver-
suchte sie, mit Gisela rasch zu ent-
schlafen.

Aber die Erzherzogin Albrecht ver-
hinderte den Fluchtversuch. Die arme
Kleine mußte erst eine endlose Straf-
rede über sich ergehen lassen. „Das
unpassende, viel zu dreiste Benehmen
gegen König Ludwig, das unerhörte
Cigarettenrauchen, das alberne Klim-
pern mit den Füßchen, was geradezu
empörend!“ jankte die Stiefmutter.

Mathilde widersprach mit keiner
Silbe. Sie ließ den Wortschwall über
sich hinrauschen und war froh, als sie
nun endlich gehen durfte.

„Diesmal magte sie nichts einzu-
wenden!“ triumphirte die Erzherzo-
gin Albrecht, als die Stiefhochter ver-
schwunden war.

Der Erzherzog machte ein unzufrie-
denes Gesicht. Trotz seines stets stei-
fen, strengen Wesens liebte er im
Grunde seines Herzens die reizende
Tochter innig. Er war nur zu be-
quem, um dem gefälligen Benehmen
seiner Frau energisch entgegenzutre-
ten. Jetzt schmeichelte ihm das offen-
bare Wohlgefallen, das König Lu-
dwig an Mathilde nahm, sehr. Sie
als Königin zu sehen, hätte ihn den
vom Schicksal verlassenen Sohn ver-
schmerzen lassen. Er theilte diese Zu-
kunftshoffnungen der Gottin mit, aber
die schüttelte ungläubig den Kopf.

König Ludwig wird nicht solch ein
findliches Ding, wie Mathilde es ist,
heirathen! Die und Königin — zum
Lachen!“

Die lebenswürdige Stiefmutter
gönnte der Tochter kein Glück, vor
allem aber tiefe Stellung, bei der
diese einen viel höheren Rang wie sie
selbst eingenommen hätte. Ihr schar-
fes, in unangenehme Fächeln zer-
stücktes Gesicht verzog sich förmlich zur
Grinsen bei jeder Erwähnung der
dunklen Augen lag ein bitterböser Aus-
druck.

„Das würde auch die Kaiserin gar
nicht zugeben“, fuhr sie erregt fort.
„Erst kürzlich ist die Verlobung des
Königs mit ihrer Schwester ausge-
sagt worden und —“

„Im Gegentheil! Elisabeth wünscht
dringend, daß König Ludwig heira-
the. Sie läßt in unendlicher
freundschaftlicher Beziehung zu ihm.
Sein jetziger Besuch beweist das am
besten.“

„Dieses ganze Wittelsbacher Haus
ist excentrisch“, meinte die Erzherzo-
gin. „Sie werden noch einmal ihre
Verlobungen hüten. Die Kai-
serin reitet den halben Tag Pferde-
aus, König Ludwig entwirft Bau-
pläne und korrespondirt mit seinem
unermesslichen Richard Wagner über
den Opern, wenn er sich nicht in tiefe
Vergessenheit vergräbt. Für
Mathilde die Heirath mit einem
so phantastischen Mann geradezu ein
Unglück. Ihre überpannten Nei-
gungen müssen gedämpft, nicht be-
stärkt werden.“

„Diese Verlobung wäre aber mein
größter Wunsch!“ beharrte Erzherzog
Albrecht.

„Niemand wird die Heirath zu
Stande kommen — das prophezeit ich
Dir!“ antwortete die Erzherzogin bis-
sig und rauhete zur Thür hinaus.

„Armer Liebster! Hat sie sehr ge-
scholten, die allergeringste oder auch
unangenehmste Frau Mama?“ fragte
Gisela mitleidig, als Mathilde endlich
zu dem beliebten kleinen Abendplausch
zu ihr kam.

„Gisela lang hat's heut gebauert“,
lachte Mathilde. „Aber weißt, Gisa-
— ich hab' halt kein Wort verstanden.
Das ging alles wie ein Wasserfall
über meinen Kopf weg. Ich hab' gar
nimmer hineingehört.“

„Das Beste, was Du thun konntest“,
meinte Gisela, erhobert über die
schlechte Behandlung ihres Lieb-
lings.“

„Sie ist halt ein Esstigtöpf, die Frau
Stiefmama. Heut that sie mir aber
doch beinahe leid. Sie ist so gelb, so
verärgert und häßlich — an mir hat
sie Freud, und dem Herrn Papa
war ich auch grad nit allzu gern an-
getraut. — Aber lassen wir die guten
Leuten, Schatzel. — Ach, was das
heut schön, Gisela! Nur Sonne —
nichts wie Sonne, den ganzen gold-
igen Tag lang.“ Sie löste den Kranz
aus ihren Haaren. „Den heb' ich mir
auf. Die schönen Herbstzeitlosen und
das rothe Laub.“

„Nein — nein, Mathilde“, wirft den
Kranz fort! Er ist jetzt weß und
häßlich — wie ein verrotteter Tod-
tenkranz sieht er aus! Auf der Wiese
wachsen genug andere Blumen, und
an allen Bäumen hängen rotze und
gelbe Blätter.“

„Solche aber nicht! — Die hat Kö-
nig Ludwig abgeknippt.“

„Ja — dann freilich, Du süßes
Märchen!“

„Gisela, bitte — stelle die Herbst-
zeitlosen und das Laub ins Wasser
— vielleicht blühen die Blumen wie-
der auf. Herbstzeitlosen — welch schö-
ner Name! So unergänglich klingt
der, man kann Gedanken anspinnen,
lange filberne Gedankenspäne, wie das
Mariengarn auf den Wiesen.“

„Mathilde, findest Du nicht, daß
die Prinzess Frede merkwürdig ver-
ändert ist?“ fragte Gisela dazwischen,
während sie die weissen Blumen und
trocknen Blätter sorgfältig in einer
Glaskhale ordnete.

„Wieso? Mir ist nichts aufgefal-
len.“

„Sie ist verstimmt und seltsam ge-
reizt.“

„Die arme Seele! Sie hat auch
ein hartes Schicksal.“

„Gewiß, aber hier ist sie doch nur
von Freunden umgeben! Gegen mich
war sie heute geradezu unfreundlich.
Vermuthlich, weil ich die preussischen
Offiziere in Schutz nahm. Wie ein
eisiger Hauch durchweht es die Villa
Braunsdewig, wenn von Preußen ge-
sprochen wird. Und der einzelne ist
doch völlig schuldlos am Sturz des
Welfenhauses.“

„Natürlich, aber —“

„Aber? Wendest auch Du Dich von
mir, Mathilde, wenn ich Dir gefesse,
daß ich mich während der Einquarti-
rung in Prag von neuem Königssee
angelobt habe?“

„Gisela!“

„Ja, Mathilde! Mich und Kö-
nigssee trennt nichts mehr. Wir heira-
then, sobald er Rittmeister gewor-
den ist. Ich bin majoren.“

„O Gisela — und ich hoffte, Du
würdest mich niemals verlassen!“

„Sollte ich mitgehen, wenn meine
Kleine Erzherzogin vielleicht — Kö-
nigin wird? Wie gern hätte ich das sonst
gethan, aber jetzt gehöre ich mir nicht
mehr allein an und darf nicht frei über
meine Zukunft verfügen. Zu einer
furchtbaren Zeit, umgeben von Ster-
benden und Todten, haben Königssee
und ich uns verprochen fürs Leben.
Solch ein Band ist unzerreißbar.“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll.
Ich weiß nur, daß ich Dich immer lieb
behalten werde und wenn Du zwanzig
preussische Lieutenants heirathest.“

„Nun, einer genügt mir — zwanzig
wären ein bißchen zu viel des
Guten! — Mathilde, Du einig treue
Seele, ja Du bleibst mir, auch wenn
meine nächsten Verwandten mich fal-
len lassen, der eigene Vater, mein ein-
ziger Bruder!“

„Dein Vater wird arg böse sein,
Gisa!“

„Das muß ich tragen. Was trübe
man nicht gern, wenn man liebt!“

Die Erzherzogin nickte. Sie trat
zu der Glaskhale, in der die von Kö-
nig Ludwig abgeknippten rothen
Blumenblätter im Schein der Lampe
glühten. Die Herbstzeitlosen ließen
schlafen und zerbröckelt die Köpfe hängen.

Mathilde küßte heimlich die we-
sten Blüthen und das leise knisternde
dürre Laub.

12. Kapitel.

Graf Waldstein, der vom Erzher-
zog Albrecht zum Frühstück eingela-
den worden war, ließ sich erst zu Gi-
sela führen, die gerade Briefe für ihre
Freundin schrieb, während die Erz-
herzogin Mathilde im Nebenzimmer
Tonleitern und Uebungen sang. Seit-
dem König Ludwig sich an ihrer schö-
nen Stimme freute, übte die junge
Sängerin mit doppeltem Eifer.

„Ich bin absichtlich früher gelom-
men“, sagte der Graf, „weil ich mit
Dir zu reden habe.“

Gisela schloß die Thür und räumte
rasch ihre Schreiberei zusammen.

„Wir sind jetzt ganz ungestört, Vater.“

„Was sollten also Deine getrigen
Anbetungen eigentlich heißen, Gisa-
sela? Du wolltest mir Deine Zu-
kunftspläne mittheilen?“ Graf Wald-
stein nahm den ihm von Gisela hin-
geschobenen Sessel nicht an, sondern
ging mit auf dem Rücken zusammen-
gelegten Händen in dem kleinen, mit
allerhand Korbarbeiten, Rippen und
Blumen überladenen Raum hin und
her. „Was kannst Du denn über
Deine Zukunft bestimmen ohne meine
Erlaubnis?“

Gisela antwortete nicht sogleich.
Sie mußte immer erst eine gewisse
nervöse Aufregung überwinden, ehe
sie dem stets barocken Vater geduldig
antworten konnte.

„Willst Du mir vielleicht sagen, daß
Du zur Verheirathung gekommen und
den Grafen Hallermund heirathen willst?“
höchnte der Graf.

Gisela hob den Kopf. Ein verächt-
licher Ausdruck trat in ihre Augen.

„Nüßt Hallermund wirklich diese
peinliche Sache wieder auf?“ fragte
sie.

„Dummes Zeug! Hallermund ist
mein alter Freund, und ich würde
diese Verbindung sehr gern sehen. Er
gestand mir, daß er schon einmal in
Herrenhausen um Dich angehalten
habe. Damals spukten Dir ja ro-
mantische Ideen im Kopf, jetzt aber
weist Du hoffentlich verständiger ge-
worden sein. Hallermund ist zwar
nicht mehr Minister, denn es giebt ja
kein Königreich Hannover mehr, aber
er bleibt ein reicher, unabhängiger
Mann. Ihr könnt auf seinen Be-
sitzen in Hofheim sehr angenehm
leben. König Georg schießt sich im-
mer enger an seine Familie und sei-
nen Adjutanten Kohtrausch an, ich
glaube also, er wird Hallermund keine
Schwierigkeiten in den Weg legen,
wenn der seinen Posten hier verlassen
will. Du machst also jedenfalls eine
ganz gute Heirath, obgleich Haller-
munds Stellung natürlich nicht mehr
so glänzend wie früher ist.“

„Ich verzichte auf diese gute Par-
tie und finde es unerhört, daß der
Graf noch einmal davor anfängt. Es
bleibt unüberwindlich bei dem, was
ich ihm damals in Herrenhausen
sagte.“

„Du bist eine Kärrin, aber meinet-
wegen spiel hier die Hofdame weiter
und geh später mit der Erzherzogin
Mathilde nach München, wenn König
Ludwig das Quecksilber wirklich zur
Frau haben will.“

„Das thue ich auch nicht, Vater.
Ich bleibe bei Mathilde, bis ihre Hof-
dame wiedergekommen ist, und gehe
dann nach Prag zurück, um Dir Dein
Haus in Ordnung zu bringen.“

„Sehr lebenswürdig. Die Schlamm-
perlei, die die Herren Preußen zurück-
gelassen haben, bringen aber der Kai-
serin und die anderen Dienstboten
schon allein zurecht. Darum brauchst
Du Dich nicht zu kümmern. Man hält
mir ja jetzt beständig mein Unrecht
vor, daß ich Dich in Prag während der
Einquartierung zurückließ, aber Du
wolltest doch selber dort bleiben.“

„Gewiß, und ich bin auch sehr
glücklich, daß ich in jener schweren
Zeit dort war.“

„Weßhalb denn eigentlich?“

„Weil ich pflegen und helfen konn-
te. Wie ich Dir schrieb, hatten unsere
Dienstboten vollkommen den Kopf
verloren beim Ausbruch der Cholera.“

„Ja, meinthalben — aber solch
Aufhebens badon zu machen, das
lohnt wirklich nicht. Veri stand bei
Königssee im Regen. Wie leicht
konnte den eine Kugel zerbrechen —
dagegen ließ sich nichts thun, aber
vor Anstreckung kann man sich immer-
hin einigermassen schützen.“

„Ich mache durchaus kein Aufhe-
bens von meinem Aussehen, ich sehe
das einfach als Pflicht an.“

„Komm endlich zur Sache!“

Gisela konnte die unbarmherzige
Härte ihres Vaters ihr gegenüber zu
gut. Wie oft hatte sie die als Kind
erfahren müssen, während Leris dum-
me Streiche unbestraft blieben. Ein
zitternder Seufzer hob ihre Brust.
Um ihre Augen lagen tiefe Schattten
infolge der schlaflosen verbrachten Näch-
te. „Königssee war bei uns in Prag
einquartirt“, fing sie endlich zögernd
an.

„Das hörte ich gestern bereits. Un-
erhört tolllos von ihm, daß er nicht
sofort unser Haus verließ.“

„Wie konnte er das, wenn sein
Kommandeur dort einquartirt lag?
Ich habe Königssee in den ersten Ta-
gen gemieden, später trafen wir uns
am Bett der erkrankten Soldaten.
Und dann, Vater — sieh mich nicht
so böse an — ich bin keine Braut —
und lasse nie von ihm!“

„Verriethst Du?“

„Sprich nicht so laut! Was soll
Mathilde denken?“

„Was ihr beliebt.“

„Vater, mich und Königssee trennt
nichts mehr. Am Todtenbett seines
väterlichen Freundes und Komman-
deurs haben wir uns fast ohne unse-
ren Willen wiedergefunden. Das
mußte so sein und —“

„Dummes Gewäsch!“

„Königssee läßt Dir sagen, daß er
auf mein Vermögen verzichten will.“

„Will er das? Na, ob er verzichtet
oder nicht, ist mir sehr gleichgültig.
Von mir bekommt kein Preuße einen
Gulden österreichischen Geldes zu se-
hen, und wenn er zehn Prozesse da-
rum anfängt. Darauf kann er Gift
nehmen.“

Gisela verlor diesem hartnäckigen,
sinnlosen Eigensinn gegenüber die Ge-
duld. „Erst willst Du unsere Ver-
bindung nur aufgeben, wenn Königssee
auf mein mütterliches Vermögen ver-
zichtet, und wenn er die Bedingung
eingehet, ist es Dir auch wieder nicht
recht. Was willst Du eigentlich?“

„Nichts mehr von der Geschichte hö-
ren — das will ich! Nach diesem
Krieg soll ich einem Preußen meine
einzige Tochter zur Frau geben, ihn
als Sohn in meinem Hause aufneh-
men? Eher zünde ich Waldstein an
allen vier Ecken an.“

„Das wirst Du wohl bleiben lassen!
Anderem würde mich das in meinem
Entschluß durchaus nicht beirren. Ich
bin majoren.“

„Trotzdem hast Du bis zu Deinem
fünfundsatzzigsten Jahre keinen
Heller — und auch dann gebe ich
nichts heraus.“

„Das kannst Du machen nach Be-
lieben. Vertragen werden wir Dich
nicht. Wir schränken uns lieber ein
und leben von Königssee's Gehalt und
seinem kleinen Vermögen.“

„Die Frau eines preussischen Offi-
ziers betritt mein Haus nicht, Gise-
la!“

„Nach das mit Deinem Gewissen
ab, Vater, wenn Du mich verlassen
wilst. Du hast mich ja freilich nie
geliebt, eine Trennung wird Dir also
nicht schwer fallen — und ich werde
es lernen, mich damit abzufinden.“

„Und wo soll die Hochzeit stattfin-
den, wenn ich fragen darf? Mir
ins Haus kommt der Bursche nicht.“

„Vorläufig bleibe ich noch bei Ma-
thilde. Später reise ich zu Königs-
see's Mutter. Mein Verlobter kann
jeden Tag eine Schwadron bekommen.
Er hat darum, in eine kleine Garni-
son versetzt zu werden, weil wir dort
billiger leben können.“

„Sehr schön ausgedacht! Und
wenn ich Dich einpere, bis Du zur
Vernunft gekommen bist?“

„Dazu hast Du kein Recht. Es giebt
Gott sei Dank Gesetze, die mich schü-
cken!“

„O Du — Du!“ In aufflammen-
dem Zorn ergriff der Graf den Arm
seiner Tochter und schüttelte ihn roh.
Gisela biß die Zähne zusammen.
Ein Ausdruck unbefangenen Trostes
trat in ihr weiches, reizendes Gesicht.

„Und wenn Du mich halb todt schlägst
— ich heirathe Königssee doch!“

„Vom ersten Augenblick Deiner
Geburt an hast Du mir Unglück ins
Haus gebracht!“ schrie der alte Wald-
stein außer sich. „Wärsch Du doch nie
geboren worden, dann hätte Veri al-
lein alles gerbeit!“

„Er würde auch mit dem Ganzen
fertig werden!“ fiel Gisela bitter ein.
Die Ungerechtigkeit ihres Vaters trieb
ihre sanfte Natur zur Empörung.
„Was für ein Vater bist Du mir müt-
terlosem Kinde eigentlich gewesen?
Was habe ich für eine Kindeheit ge-
habt? Nichts wie Strafen, Mißhan-
dlungen — körperliche und seelische —
mußte ich ertragen! Immer sollte ich
hinter dem Bruder zurückbleiben, unter
seinem Leichtsinne leiden. Meine ganze
Jugend ist eine einzige Kette von De-
müthigungen und Opfern gewesen.
Jetzt ist's aber genug, sage ich Dir!
Verloste mich — ich gebe nicht viel
auf. Meine Heimath finde ich bei dem
Manne, den ich liebe.“

„Geh nur — geh!“ Der Graf war
plötzlich merkwürdig ruhig geworden.
Er ließ Giselas Arm los. „Aber dann
reife auch so bald wie möglich. Wir
wollen hier keine Spione um uns ha-
ben!“

„Was soll das heißen?“

„Du wirst doch wohl mit Deinem
Gern Brautigam korrespondiren! Die
Gerrschschaften in Schönbrunn und in
der Villa Braunsdewig ahnen das
nicht, sie lassen sich also im Gespräch
geben — und das wird wahrscheinlich
alles getreulich von Dir berichtet wer-
den und kann viel Unheil stiften. Ich
werde dem Erzherzog Albrecht sagen,
daß es nicht mehr meine Tochter ist,
die bei der Erzherzogin Mathilde Hof-
dame spielt, sondern die Braut eines
Feindes.“

„Thu, was Du willst! Wenn die
Gerrschschaften daraufhin Deinen belei-
digenden Verdacht theilen, reise ich
allerdings besser so bald wie möglich
ab.“

Giselas Augen füllten sich mit
Thränen. Viel schwerer als der
Zorn des Vaters traf sie dieser Ver-
dacht, denn sie konnte sich der Be-
fürchtung nicht verschließen, daß diese
ungerechte Vermuthung getheilt wer-
den könnte. Man würde jedenfalls in
ihrer Gegenwart ängstliche Zurückhal-
tung beobachten und jedes intimere
Gespräch vermeiden.

Der Gehang nebenan verstummte.
Das heftige Sprechen des Grafen
Waldstein hatte die Erzherzogin Ma-
thilde gestört. Sie klappte schnell
den Flügel zu, warf die Notenblätter
in die Wappe und schob die Thür zu-
rück.

(Fortsetzung folgt.)

Zutreffend.



„... Ich sage Ihnen, in dem Kreis, in dem ich mich jetzt be-
wehre, vertheilen nur originale Leute!“ — „Zählen Sie sich auch dazu?“ —
„Gewiß; ich bin sogar das größte Original!“ — „Sie!“ — „Ja ja, unter
lauter Originalen bin ich der einzige Nichtoriginelle — also unbedingt der
Originalste!“